Zeitschrift: Kunst + Architektur in der Schweiz = Art + architecture en Suisse = Arte + architettura in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 58 (2007)

Heft: 4: Werkstoff Glas = L'art du verre = L'arte del vetro

Buchbesprechung: Bücher = Livres = Libri

Autor: Maisser, Carmelia L. / Anderegg, Jean-Pierre / Winzeler, Marius

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AKTUELL
ACTUALITÉ
ATTUALITÀ

Willi Althaus, Architekt

von Johanna Strübin Rindisbacher; hrsg. von Jürg Althaus. Thun: Verlag Vetter Druck AG, 2006. 144 S., 438 Farb- und S/W-Abb. und Pläne. ISBN 978-3-9522959-2-2, CHF 54.–

Wer einen Gang durch Bern, Muri oder Bremgarten macht, kommt unweigerlich am Werk von Willi Althaus vorbei; unprätentiös, aber angenehm eigenwillig und gleichzeitig selbstverständlich treten die rund 270 Bauten in Erscheinung. Eine Monografie präsentiert das umfangreiche Werk von Willi Althaus nun erstmals.

Willi Althaus wurde 1912 in Bern geboren, wo er Zeit seines Lebens wohnte und 1996 starb. Zwischen 1931 und 1935 studierte er an der ETH Zürich Architektur, unter anderem bei den Professoren William Dunkel, Hans Bernoulli und Otto Rudolf Salvisberg. Bei Bernoulli holte er sich die Basis für seine späteren Quartierplanungen, von Salvisberg lernte er eine Architekturauffassung, die zwischen der radikalen und der gemässigten Moderne zu vermitteln versuchte. Bereits während der Studienzeit entstanden die ersten Bauten: kleinere Holzwohnhäuser, die in ihrer schlichten Eleganz, ihrer Klarheit und der sorgfältigen räumlichen und konstruktiven Formulierung die wesentlichen Merkmale seiner späteren Bauten vorwegnahmen.

Bauen für das Wohnen ist denn auch diejenige Bauaufgabe, mit der sich Willi Althaus in seiner fast ein halbes Jahrhundert dauernden Schaffenszeit am intensivsten auseinandergesetzt hat. Dieser Umstand, den er mit vielen Architektenkollegen seiner Zeit teilte, war nicht zuletzt durch die Wohnungsnot der Krisen- und Kriegszeit sowie dem starken Bevölkerungswachstum der 1950er- und 1960er-Jahre gegeben. Neben zahlreichen Ein- und Zweifamilienhäusern vor allem im Kanton Bern entwarf er für die im rasanten Wachstum der Nachkriegszeit neu entstandenen Quartiere der Stadt Bern mehrere Quartierpläne.

Dieser Schwerpunkt im Schaffen von Willi Althaus bildet denn auch den thematischen Fokus in der Monografie von Johanna Strübin Rindisbacher. In zwei Hauptkapiteln werden aus der Anfangszeit bis in die 1960er-Jahre zum einen, bautypologisch und chronologisch geordnet, eine Auswahl von Einfamilienhäusern, zum anderen die Quartierpläne und Mehrfamilienhäuser in der Stadt Bern dargestellt. Daran angefügt ist ein Kapitel über die wichtigsten Bauten für soziale Einrichtungen. Im letzten Kapitel befasst sich die Autorin mit den Gartenanlagen von Althaus, in denen seine selbstverständliche Einbettung der Bauten in die Umgebung sowie der reizvolle Austausch von Innen und Aussen zum Ausdruck kommen.

Auch wenn die Konzentration auf den bei Althaus zweifellos zentralen Wohnungsbau nachvollziehbar ist, so ist der Fokus auf das Werk von vor 1970 sowie die marginale Behandlung der Industrie- und Verwaltungsbauten gleichzeitig auch zu bedauern. Denn das dem Textteil angeschlossene Werkverzeichnis – leider fehlen zu einigen Bauten die Abbildung – zeigt eine faszinierende Entwicklung, die von der sehr persönlichen, kritischen Reflexion der zeitgenössischen Tendenzen im In- und Ausland, aber auch der eigenen regionalen Verwurzelung zeugt. So sind im frühen Werk von Willi Althaus Einflüsse des eine ganze Generation von Architekten prägenden Landistils – dem die Autorin für das Schaffen

Spiez-Gwatt, ehemaliges Pfarrhaus der Heimstätte für reformierte Jugend, 1949, Architekt Willi Althaus. (Repro, S. 24)

von Althaus insgesamt ein wohl zu starkes Gewicht beimisst – genauso zu finden wie Anlehnungen an die barocken bernischen Wohnhäuser mit klassisch symmetrischen Fassaden und ausladenden Walmdächern. Auch die damalige Bewunderung der skandinavischen Holzbauarchitektur nahm Althaus auf, so in der schlichten Eleganz des 1949 erbauten ehemaligen Pfarrhauses der Heimstätte für reformierte Jugend in Spiez-Gwatt am Thunersee – ein schmales, zweigeschossiges Haus mit flachem Satteldach und einer feingliedrigen Fassade aus stehender Bretterschalung. In späteren Bauten machen sich Einflüsse der modernen amerikanischen Landvilla oder wie im Ferienhaus von 1973 in Porto Ronco die Auseinandersetzung mit der Architektur von Aldo Rossi bemerkbar. Gleichzeitig ist diese fünf Jahrzehnte umfassende Entwicklung von einer Treue zur Einfachheit, Stringenz und Klarheit geprägt, die ihren Ursprung in der schlichten, von knappen Mitteln zeugenden Architektur der Krisenzeit vor und während dem Krieg hat.

Trotz dieser Offenheit gegenüber verschiedenen Tendenzen ging es Althaus nicht um formale Spielereien. Im Zentrum stand für ihn der Mensch: der Benutzer und Bewohner der gestalteten Umwelt. Deshalb beobachtete er die technologische Entwicklung seiner Zeit und die damit verbundenen Aspekte der Masse und der Rationalisierung kritisch. Gerade die Industrie- und Bürobauten von Willi Althaus zeigen dies, wie z. B. das bis heute dem Architekturbüro Althaus als Firmensitz dienende Bürohaus an der Mottastrasse in Bern von 1956. Althaus hatte kurz zuvor in Chicago und New York die modernen Stahl–Glasfassaden gesehen. Beeindruckt von den Dimensionen und gleichzeitig bestürzt über die Anonymisierung und Vermassung, versuchte er in dem Bürohaus diese Spannung zu thematisieren. Die beiden glatt spiegelnden Rasterglasfassaden werden von der geschlossenen Stirnseite unterbrochen, auf der vier grosse Metallvögel angebracht sind. Die organisch geformten Metallbänder stehen der Standardisierung in der Bauindustrie gegenüber, die Vögel können als Verweis auf die entwerferische Freiheit des Architekten gelesen werden.

Diese Aspekte beschäftigten Althaus auch auf der Ebene der Quartierplanung, wo er mit einer abwechslungsreichen Stellung der Bauten, grosszügigen, fliessenden Aussenräumen und klar gefassten Strassenzügen die Starrheit der serienmässigen Anordnung von Siedlungen der klassischen Moderne zu brechen versuchte. Es ging ihm darum, dem Quartier einen prägenden Charakter zu geben, gleichzeitig dem Individuum Raum für die eigene Identität zu lassen.

Willi Althaus war ein Architekt der Praxis, der keiner Theorie bedurfte und der sich selten zu seinem Werk äusserte – Benedikt Loderer nennt es die leise antiintellektuelle Haltung jener Generation. Die Äusserungen von Althaus waren seine Architektur. Entsprechend bleibt die Autorin in der Darstellung der ausgewählten Beispiele dicht am konkreten Bauwerk dran und legt das Augenmerk auf die präzise, das Essenzielle erfassende Architekturanalyse. Die Publikation – herausgegeben von Jürg Althaus, dem Sohn und Firmennachfolger von Willi Althaus – leistet einen wertvollen Überblick über das reiche Werk von Willi Althaus, einem für den Kanton Bern wichtigen Architekten des 20. Jahrhunderts.

Carmelia L. Maissen

Les maisons rurales du canton de Genève

de Isabelle Roland, Isabelle Ackermann, Marta Hans-Moëvi, Dominique Zumkeller, éd. par la Société suisse des traditions populaires. Genève: Slatkine, 2006 (Les maisons rurales de Suisse 32). 608 p., ill. couleur et n/b. ISBN 3-908122-42-2 / ISBN 978-2-8321-0257-2, CHF 89.–

Ce volumineux ouvrage présente une vue d'ensemble inédite de l'habitat traditionnel de la campagne genevoise du dernier demi-millénaire, de la fin du Moyen Age jusqu'aux modèles d'ingénierie suprarégionale du début du XXe siècle. L'étude d'un sujet aussi complexe que celui de la maison rurale sollicite impérativement l'interdisciplinarité. Ce but semble atteint par l'approche différée des trois rédactrices et du seul rédacteur, provenant de plusieurs ports d'attache scientifiques (architecture, histoire socio-économique et histoire de l'art).

Au départ, quelques 7600 fiches du Recensement architectural cantonal, effectué entre 1997 et 2004, ont servi de base à leur étude. Dès lors, l'analyse approfondie de l'habitat sur le terrain fut complétée par le dépouillement systématique de fonds d'archives, notamment des plans cadastraux «français» (1806-1815) et «genevois» (1843-1852), incluant la «Mappe sarde» (dès 1728), ainsi que les protocoles de l'Assurance-incendie (1821-1864).

S'il existe un fil rouge à travers tout l'ouvrage, c'est la position de pivot culturel qu'exerce Genève entre l'Europe méditerranéenne et l'Europe septentrionale, lisible sous une multitude de rapports opposés: système agraire (bocage versus openfield), habitat (concentré vs dispersé, ou contiguïté vs indépendance des bâtiments), toiture (tuiles creuses vs tuiles plates), matériau de construction (pierre – pisé, maçonnerie en terre coffrée et tassée – bois). Le côté transnational de l'architecture vernaculaire, évoqué pour la première fois dans cette série de publication, se justifie pleinement par la situation frontalière de la Cité de Calvin.

C'est ce qui ressort déjà du premier chapitre («Approches historiques») retraçant la formation du territoire cantonal, fixé définitivement en 1815, avec l'entrée, tardive, dans la Confédération. Du coup, dans plusieurs communes anciennement savoyardes et demeurées catholiques, un impact certain sur le paysage religieux se fait toujours sentir.

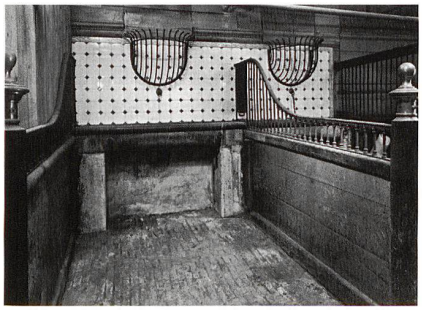
Contrairement au prestige déployé par les magnifiques domaines patriciens jalonnant la campagne genevoise, la ferme ordinaire revêt un caractère sobre et modeste, sans apparat ni décor ostensible. Simple outil de travail pour la grande majorité de la population, elle devait assurer la survie matérielle dans un but d'au-

Jussy-le-Château, rte du Château 12, maison paysanne et vigneronne attestée en 1788, remaniée au XIXe siècle. (Direction du patrimoine et des sites; Charles Weber)

tarcie. Heureusement, la climat favorable et la bonne qualité des sols permettaient la production de quasiment tous les vivres: pain, viande, produits laitiers. La viticulture étant, jusqu'au milieu du XXe siècle, une activité accessoire, on ne saurait parler ici de maison vigneronne proprement dite.

Si le gentleman-farmer, banquier ou industriel, reste une figure exceptionnelle, son influence sur l'évolution des techniques agricoles a néanmoins été décisive. C'est à Genève qu'apparaissent les premières fromageries coopératives de plaine. Le souci de rationalisation se fait sentir tout au long du XIXe siècle dans l'aménagement des granges-écuries allant jusqu'au boulonnage des charpentes (sans doute un sacrilège aux yeux de l'artisan du bois traditionnel!). Une autre idée reçue mais fausse est celle du village ramassé depuis toujours. En effet, la juxtaposition des plans cadastraux entre le XVIIIe et le XXe siècle illustre plutôt un regroupement progressif des hameaux médiévaux. La densification croissante des maisons en rangées et îlots est due au partage des parcelles et au souci de ménager les terrains agricoles et viticoles. L'exemple de concentration le plus spectaculaire est celui de Malagny qui réunit, vers 1784, plusieurs propriétés paysannes en un seul et superbe domaine seigneurial. Les tas de fumier sont alors relégués en dehors du village voisin de Genthod, loin des nez sensibles des citadins en villégiature...

Les chapitres suivants présentent, sur 400 pages, une typologie architecturale des plus complètes, allant du général au particulier et englobant huit monographies de maisons significatives. La classification typologique est avantageusement illustrée par des dessins schématiques et nomme en premier lieu le type de base majoritaire, la maison concentrée en maçonnerie crépie, réunissant toutes les fonctions essentielles sous un seul toit à deux pans, à l'origine couvert de tuiles creuses. Logis, grange et écurie sont accessibles depuis la façade longitudinale ou «gouttereau». Lorsque l'habitation se situe à l'étage, il y a à côté des écuries la cave et le pressoir, une disposition qui définit par ailleurs la maison vigneronne à l'échelle européenne («maison en hauteur», dotée d'un escalier extérieur à parapet).



Pregny-Chambésy, En Morillon, ancienne maison Brelaz, dépendance élevée en 1832, écurie partiellement réaménagée dans les années 1880. (Direction du patrimoine et des sites; Charles Weber)

Dès que le propriétaire citadin commence à passer l'été sur son domaine, il convient de lui réserver un logement au-dessus de celui du fermier. La «révolution fourragère» (1780-1830) nécessite plus de volume de stockage du foin et transforme la petite ferme basse en une maison plus vaste et surtout plus haute, apte à porter dès lors la tuile plate, l'ardoise ou la tuile mécanique.

Parmi les annexes indispensables à l'exploitation, le pigeonnier en forme de tour coquette érigée au milieu de la cour des fermes cossues, est presque inconnu dans le reste de la Suisse. L'ancien «privilège» du colombier seigneurial a été aboli en Savoie vers 1792 seulement.

Parmi les locaux d'habitation, la cuisine, fidèle aux traditions méridionales, occupe la place principale. On relègue à l'arrière le «poêle» (où justement il n'y a pas de poêle, mais simplement une plaque en molasse, qui permet de tempérer un peu la chambre). Les derniers vestiges de foyers ouverts ont pu être relevés dans des maisons (quelle chance pour la recherche!) inhabitées pendant des décennies. Pourtant, ces situations anachroniques sont à l'opposé des réfections et transformations intégrales, beaucoup plus fréquentes. A noter que le souci de conserver au moins l'aspect extérieur des villages genevois fortement «rurbanisés» s'est fait sentir très tôt déjà, avec l'introduction, en 1920, de la loi sur les monuments et sites, une des premières de Suisse!

La sobriété qui émane de la traditionnelle ferme genevoise a manifestement déteint sur l'esprit d'abnégation des quatre scientifiques. En effet, l'équipe éprouvée n'a pas baissé les bras devant le fastidieux travail de dépouillement d'un matériel surabondant. Un grand souci d'exhaustivité les a poussés loin, au point de ne pas oublier de parler des fonctions et aménagements publics tels les cimetières, les châteaux d'eau et les transformateurs électriques. Comme éléments de construction figurent même les bouteroues, les racloirs à souliers et les girouettes du toit. C'est dire que cet ouvrage, essentiellement descriptif et loin de toute théorie ethnique ou déterministe, nous met à disposition une somme d'observations et de connaissances qu'on n'égalera pas de sitôt. Au contraire, le présent volume restera encore longtemps l'ouvrage de référence en la matière.

Les légendes d'illustrations explicites et leur numérotation par chapitre permettent une lecture aisée, même indépendamment du texte suivi. Le choix des – malheureusement trop rares! – photos en couleur paraît judicieux. Ainsi les teintes naturelles des pierres, variantes de molasse et de calcaire, apparaissent dans leur authenticité. Quant à la conception graphique du livre, le format des photos (et parfois leur nombre) et l'échelle des relevés de plan paraissent quelque peu exagérés, surtout lorsqu'ils contiennent peu de détails. Par contre, l'agrandissement de certaines images-clés, en début de chapitre par exemple, en aurait augmenté l'attrait. Il serait dès lors souhaitable d'améliorer et d'unifier le graphisme des volumes à paraître. La série y gagnerait certainement beaucoup. *Jean-Pierre Anderegg*

Nutzen und Zierde.
Fünfzig historische Gärten in der Schweiz

hrsg. von Brigitt Sigel, Catherine Waeber, Katharina Medici-Mall; Fotografien von Heinz Dieter Finck. Zürich: Scheidegger & Spiess, 2006. 336 S., 234 Farb- und S/W-Abb. ISBN: 978-3-85881-182-0, CHF 98.– (französische Ausgabe: *Utilité et Plaisir. 50 parcs et jardins historiques de Suisse*, Gollion: Infolio éditions, 2006)

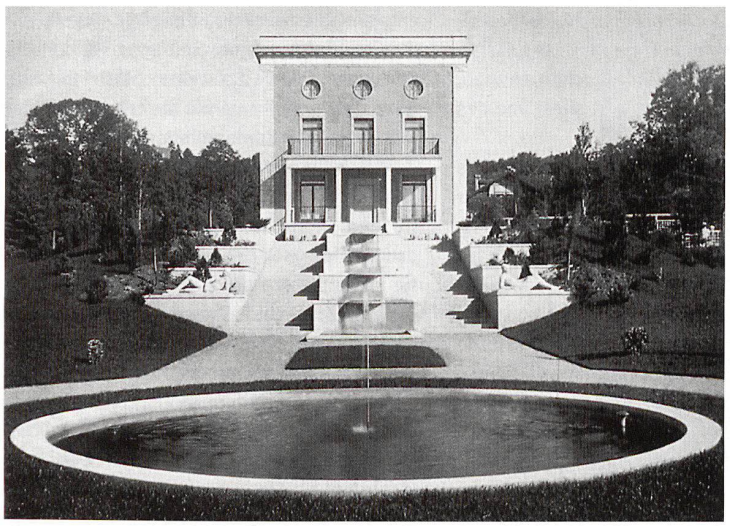
Das von sechs Vereinigungen und Stiftungen ausgerufene «Gartenjahr 2006» zeitigte eine Reihe von Publikationen, die das vielfältige gartenhistorische Erbe der Schweiz neu ins Licht setzten. Das ambitionierteste Buchprojekt wurde von einer Arbeitsgruppe von ICOMOS Schweiz unter Leitung von Guido Hager erarbeitet und entstand in enger Verbindung mit einer Inventarisierungskampagne: Seit 1992 werden die denkmalwürdigen Schweizer Gärten erfasst, wovon bis 2006 immerhin die Listen von über zwei Drittel aller Kantone vorlagen. Aus der Fülle der durch diese Arbeit gewonnenen Neuerkenntnisse und in Fortsetzung älterer Darstellungen wählten die Herausgeberinnen des vorliegenden Bandes 50 Gartenanlagen aus und stellten sie in Form von Monografien in thematischen Gruppen zusammen. Entstanden ist dabei nicht eine systematische Darstellung der *Historischen Gärten der Schweiz*, wie sie Hans-Rudolf Heyer als Jubiläumsgabe zum 100-jährigen Jubiläum der GSK 1980 und aus Anlass der *Grün 80* in Basel verfasst hatte. Das neue Werk ist auch nicht als Führer gedacht, wie ihn Eva Ruoff 1980 und der Schweizer Heimatschutz 2006 vorlegten. Auf den ersten Blick handelt es sich bei der aktuellen Publikation um eine opulent illustrierte Sammlung der schönsten Gärten in der Schweiz, geeignet als repräsentatives *coffee table*-Buch.

Doch zeigt sich beim zweiten Blick, dass zwar die anerkannt bedeutendsten Anlagen nicht fehlen, darüber hinaus aber auch eine Reihe von bislang kaum wahrgenommenen Gärten vorgestellt werden. Das Buch ist also mitnichten nur eine Würdigung des offensichtlichen *best of*, sondern verfolgt einen höheren Anspruch. Dieser kommt in der sachlichen Gruppierung, den kurzen thematischen Einführungen und vor allem in der Ausführlichkeit der einzelnen, von insgesamt 54 ausgewiesenen Fachleuten als Autorinnen und Autoren verfassten Objektbesprechungen mit allen wesentlichen Nachweisen zum Ausdruck: Wie die Herausgeberinnen in ihrem Geleitwort betonen, beabsichtigten sie, herausragende, heute noch existierende Anlagen vorzustellen, um mit eigentlichen Gartenporträts aus allen Kantonen ein Kaleidoskop zu schaffen, das Vielfalt und Eigenheit der Gartenkultur in der Schweiz charakterisiert. Und dies ist in Form und Inhalt vorzüglich gelungen: Unter dem etwas spröden Schlagwortpaar von «Nutzen und Zierde» breitet sich ein üppiges Schweizer Garten-Panorama aus, das im Einzelnen zahlreiche neue Aus- und Einsichten darbringt und in der Überschau Ansätze zu einem neuen Gesamtbild bietet.

Die Gruppierung der Gartenporträts ist in erster Linie thematisch vorgenommen, folgt aber auch einer Chronologie. Die auf die Besonderheiten der Schweizer Gartengeschichte ausgerichteten Kapitel erhalten dadurch eine sinnfällige Einbettung in einen grösseren historischen Kontext, ohne dass dieser *in extenso* ausgeführt werden musste. Unter dem Titel «Schöpfungsmythos und Nutzgärten» beginnt das Buch mit Darstellungen von Klostergärten – ausgewählt wurden überraschenderweise Wettingen und Jakobsbad – und Emmentaler Bauerngärten, seit Albert Hausers wegweisender Publikation zum Thema 1976 ein Inbegriff schweizerischer Gartenkultur. Das zweite Kapitel greift den Titel des ganzen Werkes auf und umfasst fünf Monografien zu aristokratisch-patrizischen Anlagen (herausragend Ortenstein im Domleschg, La Gara in Jussy als Neuentdeckung), die in gleicher Anzahl auch unter dem Aspekt «Offiziere in fremden Diensten und die Gartenkunst» vertreten sind. Der Blick auf die Auftraggeber öffnet sich bei der Betrachtung von «Ausländischen Bauherren und Gartenkünstler als Vermittler von Ideen» vom Bäumlihof in Riehen bis zu Baillie Scotts Waldbühl in Uzwil. Als besondere Überraschung darf darunter der Park des Gutes Bois Murat in Corminbœuf gelten, eine Schöpfung Achille Duchênes von 1910–12, die erst seit wenigen Jahren bekannt ist – dank der glücklichen Wahl des elegischen Blickes auf den *miroir d'eau* und den *tapis vert* von Bois Murat für das Titelbild des Bandes wird die Bekanntheit sicherlich zunehmen. Botanische Besonderheiten stehen dann im Mittelpunkt des Kapitels «Pflanzensammlungen und das wissenschaftliche Studium der Natur», worin ausgehend vom botanischen Garten von Pruntrut vom 17. ein weiter Bogen ins 20. Jahrhundert und ins Tessin geschlagen wird. Der «ästhetischen Beziehung von Garten und Landschaft» widmen sich Porträts von besonders reizvoll in die topografische Situation hineinkomponierter Anlagen wie jener in Vuillerens, der Ermitage in Arlesheim und dem Bonstetten-Park in Gwatt. Das weite Feld der «Gartenikonografie» wird durch Darstellungen des kaum bekannten Gartens Honnerlag in Trogen und des Rütlis um schweizerische Varianten der Freiheitsdarstellung bereichert. Mit der Geschichte des Tourismus eng verbunden sind die «Hotelgärten», vertreten nur mit drei, dafür aber signifikanten Beispielen (Giessbach, Maloja, Paxmontana in Flüeli-Ranft). Aus dem trotz Verlusten noch reichen Bestand an «Villengärten» in der Schweiz wählten die Herausgeberinnen vier aus. Davon verdient derjenige der Villa Eupalinos in Pully besondere Hervorhebung, ein bisher unbekanntes Werk mit Anklängen an Kubismus und Art déco, dessen Qualität zu Recht gerühmt wird und unbedingten Schutz erfordert. Einen wichtigen Aspekt der unverzichtbaren Kontinuität verdeutlichen im Kapitel «Gartenkultur als Familientradition» drei Anlagen. Ihrer Privatheit sind vier «öffentliche Anlagen» gegenübergestellt, worunter die Darstellung der Seequais von Luzern, Zug und Zürich durch Umfang und vergleichenden Ansatz herausstich. Der abschliessende Blick ins 20. Jahrhundert ist zwar mit drei Beispielen knapp gehalten, da jedoch schon in früheren Kapiteln Beispiele von Gärten der Moderne zur Darstellung kamen, ist die jüngere Vergangenheit mehrfach präsent. Zudem sind die drei letzten Werke in ihrer Varietät bestens ausgewählt – es handelt sich um die Anlagen des Goetheanums in Dornach, Le Corbusiers Garten der Petite Maison in Corseaux sowie den Garten Hauser-Studer von Gustav Ammann in Zürich.

Gewiss hätten manche der in den Band aufgenommenen Gärten auch durch andere Beispiele ersetzt werden können. Insgesamt überzeugt aber die Auswahl, zumal sich alle Texte durch Gründlichkeit und angenehme Lesbarkeit auszeichnen – Entstehungsgeschichte, Idee und Realisierung durch Bauherren und Gestalter sind ebenso berücksichtigt wie stilgeschichtliche Einordnung, Hinweise zum Bepflanzungskonzept, die Einbettung in die Landschaft und die Veränderungen im Lauf der Zeit. Nicht nur erhält man so insgesamt einen fundierten Überblick über die Schweizer Gartengeschichte, so weit sie heute im Bestand greifbar ist, sondern man wird auch zu Streifzügen in alle Landesteile animiert. Tatsächlich ist jeder Kanton mit mindestens einer Lokalität vertreten. Durch diese Breite der Darstellung findet Heyers Gartengeschichte von 1980 eine glückliche Ergänzung – allein der Umstand, dass die Hälfte der hier vorgestellten Werke dort nicht einmal erwähnt ist, zeigt wie überraschungsreich die Beschäftigung mit dem Thema immer noch ist.

Man mag bedauern, dass nicht alle Gärten mit aussagekräftigem Planmaterial dokumentiert sind und in den Texten aus Rücksicht auf aktuelle Eigentümer privater Anlagen deren jüngere Geschichte mitunter nur angedeutet ist. Doch trösten darüber die sämtlich 2005–06 aufgenommenen, ebenso aussagekräftigen wie stimmungsvollen Fotos von Heinz Dieter Finck



Pully, Villa Eupalinos, Gartenarchitekt Henri-Robert Von der Mühll, Aufnahme 1929. (Repro, S. 246)

hinweg. Zusammen mit dem klaren Layout machen sie das Buch zu einer Augenweide. Zu wünschen bleibt schliesslich nur, dass sich erfüllen möge, was die Herausgeberinnen in ihrem Vorwort erhoffen: dass dereinst die nur ausschnitthaft bearbeitete Schweizer Gartenkultur des 20. Jahrhunderts eine umfassende Darstellung finden möge – wir fügen an: ähnlich gelungen und ebenso schön! *Marius Winzeler*

Städteplanung – Planungsstädte

Bruno Fritzsche, Hans-Jörg Gilomen, Martina Stercken (Hrsg.). Zürich: Chronos, 2006. 222 S., zahlreiche S/W-Abb., Pläne z. T. in Farbe. ISBN 3-0340-0762-0, CHF 48.–

Den Doppelbegriff «Städteplanung – Planungsstädte» begrifflich zu erschliessen, fällt dem Leser nicht ganz leicht. Aus verschiedenen Vergleichen einzelner Beiträge erkennt man, dass «Planungsstädte» (z. B. Karlsruhe) als Ausdruck eines zentralen Willens fürstlicher Bauherren verstanden werden. Gleichzeitig wird aber auch von der «Planstadt» gesprochen. Hier handelt es sich um Gründungsstädte (z. B. Bern). Gemäss archäologischer Stadtforschung wird dabei unterschieden zwischen *gewachsenen Städten*, die schubweise, aus römischen oder frühmittelalterlichen Siedlungen hervorgingen, und *gegründeten Städten*, die das Produkt eines Herrschaftswillens sind, denen ein einheitlicher Plan zugrunde liegt. Derartige Städte wurden in verschiedenen Wellen realisiert. Martina Stercken warnt aber davor, den Begriff der «Gründungsstadt» zu überdehnen. Es handelte sich meist nur um Rahmenrichtlinien und nicht um gesamtstädtische Planungen, weshalb sie von «planmässigen Stadtanlagen» spricht. Für «Städteplanung» lässt sich keine Definition finden, weshalb von einem Prozess der Stadtentwicklung ausgegangen wird.

Besonders erwähnenswert sind die präzisen stadtarchäologischen Beiträge über die Gründungsstädte Bern und Burgdorf oder der Bericht zur Entwicklung des Rennwegs in Zürich. Stellenweise hat man allerdings den Eindruck, dass dem Übervater Paul Hofer mit seiner «vogelperspektivischen» Stadtgeschichtsschreibung eine archäologisch exakte Interpretation der Entwicklung der Zähringerstädte gegenüber gestellt werden soll. Wohltuend ist, dass diese Beiträge geprägt sind von der Vorläufigkeit der Erkenntnisse und der Bedeutung laufender Überprüfung des Wissens. Mit diesem Prinzip archäologisch ausgerichteter Argumentation folgt denn auch keine grundsätzliche Ablehnung der kunsthistorischen Betrachtung zur Stadtentwicklung von Paul Hofer. Stattdessen wird erklärt, dass der Archäologie heute ganz andere Mittel des wissenschaftlichen Arbeitens zur Verfügung stehen als zur Zeit der «Kellerpläne» Hofers. Das Buch lässt sich grundsätzlich in drei Bereiche gliedern: die archäologischen Erkenntnisse zur Entwicklung der Zähringerstädte und des Zürcher Rennwegquartiers erklären Armand Baeriswyl und Dölf Wild. Die Zusammenhänge von Städtebau und sozialem Wandel im spätmittelalterlichen Bern legt Roland Gerber dar. In einem zweiten Bereich formuliert Franz-Josef Arlinghaus eine Theorie der Raumkonzeption spätmittelalterlicher Städte. Am Beispiel von Köln wird die Standortwahl von Gerichts- und Archivgebäuden als Raumkonzeption der «Separierung und Einbettung» spätmittelalterlichen Städtebaus gesehen. Rainer Egloff führt uns nach Chicago, um die damals zukunftsweisende Theorie der Städtebauer Burnham und Bennett im Lichte der Stadtsoziologie und anhand des *Plan of Chicago* zu erklären. Es folgt ein dritter Bereich, der die Stadtplanung in der damaligen Sowjetunion kritisch beleuchtet und die Folgen sozialistischer Utopien erklärt. Thomas M. Bohn erläutert die sozialistische Stadtplanung in Minsk und Monica Rüthers untersucht die Hintergründe der Entwicklung des ersten industriell gefertigten Quartiers in Moskau. Einleuchtend wird dargelegt, wie sich die Menschen in der verstaatlichten Wohnungsbaupolitik individuelle «Gegenwelten der Küchentische» schaffen. Der in der Einleitung des Buches vorgenommene Bezug zu Hans Bernoullis Kritik an der Parzellierung des städtischen Bodens und dessen Forderung nach Verstaatlichung hätte in Reflexion der dargelegten sozialistischen Stadtplanung allerdings kritischer beleuchtet werden können. Städteplanung mit Parzellenstruktur trägt weit weniger Risiken in sich als bei grenzenloser Verfügbarkeit des städtischen Bodens. Es schliesst ein Bericht über die nachhaltige Stadtentwicklung der Stadt Biel (Ueli Marbach) an, der dem Leser kaum eine Relation zum Gesamtthema des Buches eröffnet. Den Autoren Tina und Patric Unruh gelingt dagegen eine klare Erläuterung des Masterplans für den Novartis Campus in Basel. Die von Vittorio Magnago Lampugnani konzipierte Städteplanung schafft ein spannendes Gleichgewicht zwischen festgelegtem städtebaulichem Gesamtkonzept und gestalterischem Interpretationsspielraum, der von den Architekten kreativ zu nutzen wäre. Vielleicht liesse sich zwischen der eingangs erwähnten Definition des Buchtitels und der städtebaulichen Planung für den Novartis Campus eine Brücke schlagen: Die richtungsweisende Städteplanung in Basel umfasst den Charakter einer Planungsstadt mit ausgeprägtem Konzernwillen zur qualitativ hoch stehenden Realisierung ebenso wie den zielgerichteten Entwicklungsprozess einer Städteplanung.

Das Buch baut auf den Einzelbeiträgen der Tagung auf. Schade, dass in der Publikation der «rote Faden» etwas fehlt. Dabei wäre es doch von grossem Interesse, bei den Planungsstädten des Mittelalters, dem Kölner und Chicagoer Beispiel, den Fehlplanungen der sozialistischen Utopie und der klar strukturierten Planungsstadt Novartis Campus innere Zusammenhänge und verbindende Elemente ganzheitlicher Städteplanung zu suchen. So liest sich das Buch eher wie ein Essay, das verschiedene Einblicke mit unterschiedlichen Interpretationen ermöglicht. Dies beeinträchtigt die Qualität der einzelnen Beiträge nicht – im Gegenteil, viele Berichte laden ein, die Praxis der Städteplanung in Geschichte und Zukunft neu zu denken und mit interdisziplinären Augen zu sehen. Schlussendlich sei erwähnt, dass die einleitend dargelegte «Neue Stadtplanung von *Zürich West*» (Franz Eberhard) das Thema inhaltlich nicht unbedingt ergänzt: Das Aushandeln von Lösungen und das Moderieren der Interessen ist doch seit Jahrzehnten eine Selbstverständlichkeit jeder handlungsorientierten Städteplanung. Bleibt nur noch die Nachfrage, weshalb das Titelbild mit der Berner Siedlungsplanung Halen, die ihrem Wesen nach weder Städteplanung noch Planungsstadt ist, zum Lesen der spannenden Publikation besonders einladen soll. *Jürg Sulzer*

Ressource Baukultur.
Mit Hanspeter Rebsamen durch Zürich

Für die Zürcher Denkmalpflege hrsg. von Andreas Hauser. Zürich: Baudirektion Kanton Zürich und Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2006. 288 S., zahlreiche Farb- und S/W-Abb. ISBN 978-3-03823-250-6, CHF 38.–

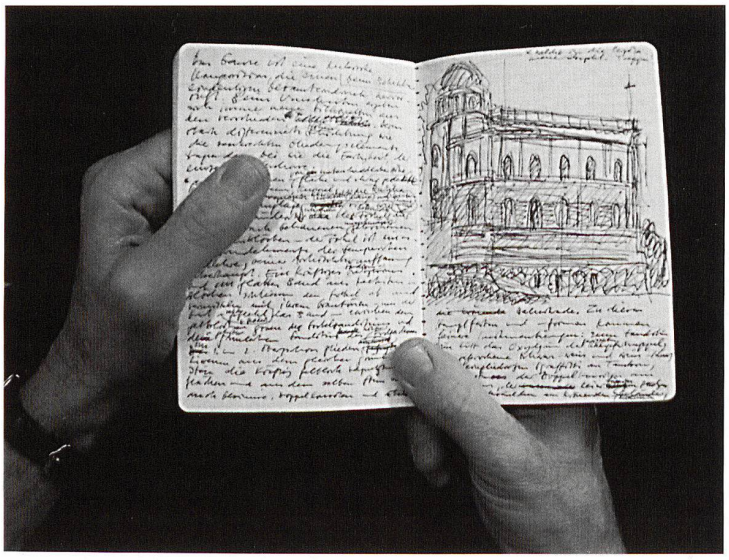
Das Buch ist, wie der Untertitel zunächst vermuten lassen könnte, weniger ein Stadtführer als vielmehr eine Festschrift. Eine solche wird in der Regel Lehrpersonen und Chefbeamten mit breiter Ausstrahlung am Ende ihrer aktiven Laufbahn gewidmet. In diesem Fall dienen, wie der Herausgeber Andreas Hauser schreibt, Leben und Werk des Gefeierten als Leitfaden zur Darstellung für «die (meist unsichtbare) Arbeit des Entdeckens und Erforschens, Bewahrens und Restaurierens von historischer Baukultur» (S. 8). Bemerkenswert ist zudem, dass der Kunst- und Kulturhistoriker Hanspeter Rebsamen von seiner Ausbildung her kein Akademiker, sondern ein Entwerfer für Bühnengestaltung und dekorativen Wandschmuck ist.

Eingeleitet wird das Buch von einem Bilderbogen zürcherischer Denkmäler, die (viele) Erfolge und (einen) Misserfolg denkmalpflegerischer Bemühungen der vergangenen vier Jahrzehnte dokumentieren und an deren – im Fall der Villa Seeburg nicht gelungenen – Rettung und Bearbeitung Rebsamen beteiligt war. Andreas Hauser, von dem sechs der insgesamt 14 Texte stammen, gibt im Folgenden einen kurzen historisch-theoretischen Überblick zur denkmalpfle-

gerischen Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert mit Fokus auf Zürich. Der Mittelteil ist auf vielfältige Weise dem Leben Rebsamens gewidmet. Zeitweilige Wegbegleiter, Mitarbeiter und Freunde bringen ihre Wertschätzung gegenüber Rebsamen zum Ausdruck, der – so der ehemalige Kantonale Denkmalpfleger Christian Renfer im Geleitwort – «eine Institution im Bereich von Kunsttopografie (Inventarisation), Denkmalpflege und Heimatschutz» war und ist. Die Vita von HPR, wie Hauser ihn nennt, zeichnet dabei vor, was in den anschliessenden Kapiteln aus der Sicht von KollegInnen, Weggenossen, Freunden und am Schluss von Hanspeter Rebsamen selbst fortgeführt wird: die Vernetzung von Leben und Arbeit, von Privatem und Beruflichem; wie immer wieder sein persönlicher Zugang, z. B. zu einem Quartier oder Haus, das er selbst bewohnte, oder zur Kirche, in der er konfirmiert wurde, sein Forschen und Arbeiten prägt. Die Darstellungen sind mit persönlichen Erinnerungen in Wort und Bild verknüpft. Dabei steht die Art der Auseinandersetzung mit historischer Baukultur bei Hanspeter Rebsamen auch dafür, wie Denkmalpflege effizient und volksnah argumentieren und handeln kann, wenn sie sich nicht als losgelöste, elitäre Palastgarde gibt, sondern das historische, soziale und wirtschaftliche Zusammenspiel von Landschaftsstruktur und Lebensraum, Planung und funktional-soziologischem Gewebe in einer Stadt in ihre Überlegungen und Strategien einbezieht. Mit phantasievollem Protest, Einmischung, Engagement und Beharrlichkeit hat Rebsamen in unterschiedlichsten Positionen vieles erreicht. Unter anderem gründete er 1973 mit Freunden die Stadtzürcherische Vereinigung für Heimatschutz, die – zusammen mit der Winterthurer Stadtsektion – für die Schweiz eine Pionierrolle bei der Erhaltung des historistischen Erbes einnahm (S. 91). 19 Jahre lang war er Mitglied – davon 6 Jahre Präsident – der Kantonalen Denkmalpflegekommission Zürich, bevor er ab 1991 als Bauberater und Redaktor in den Dienst der Kantonalen Denkmalpflege selbst eintrat. Einem grösseren interessierten Publikum dürfte er indes als langjähriger Leiter des *Inventars der neueren Schweizer Architektur 1850–1920* (INSA) bekannt sein. Dieses Werk, von Georg Germann 1970 initiiert, beschäftigte Rebsamen insgesamt 20 Jahre als Inventarisator, Autor, Redaktor und Leiter. Er prägte es in seiner Struktur und vielen Details, etwa mit dem biografisch-kulturgeschichtlichen Zugang und dem weit gefassten, ikonologischen Architekturverständnis, das die Bedeutung der Skulptur für die «Siedlungsdramaturgie» (S. 183) ebenso berücksichtigt wie die Landschaftsgestaltung oder die Mythen nationaler Baukultur. Dabei zeigt sich einmal mehr, wie gut der Denkmalpflege Persönlichkeiten tun können, die das Sehen (und Denken) nicht als Akademiker, sondern als schaffende Künstler gelernt haben.

Da die Texte unterschiedlichen Gattungen angehören (wissenschaftlich-essayistisch, Chronik, literarisch, Briefform) und keine logische Abfolge bilden, verhelfen die den Kapiteln vorangestellten kurzen Inhaltsangaben zu einem schnellen Überblick. Den Band vervollständigt eine CD-Rom mit einem PDF der Druckfassung sowie dem (nicht gedruckten) Werkverzeichnis Rebsamens mit 382 Titeln und einem Register zum Werkverzeichnis. Das entlastet zwar das handliche Büchlein (13,5 × 15 cm), das auch zum Mitnehmen auf eine Stadtwanderung geeignet ist. Allerdings vermisst man gerade hierbei ein gedrucktes Register zum Buch, um schnell zu den besprochenen Objekten zu finden. Es ist aber auch ein Bilderbuch. Dass bei dem kleinen Format die überaus zahlreichen Abbildungen oft auf Briefmarkengrösse schrumpften, tut in diesem Fall dem Werk keinen Abbruch: Sie werden durch halb-, ganz- und zweiseitige schwarz-weisse und farbige Bilder von hoher Qualität ergänzt, wo das zu Zeigende dies erfordert. Ebenso ist das gesamte Layout – Tribut an den Künstler Rebsamen und dem Format angemessen – von hervorragender Qualität.

Was das Bändchen vor allem so speziell macht, ist das persönliche Flair. Zwar werden hier viele Baudenkmäler mit noch mehr Details zu ihrer Geschichte vorgestellt. Auf wissenschaftlich anspruchsvollem Niveau eröffnen die Texte den LeserInnen gleichwohl Leidenschaft, Betroffenheit, Freude bei Erfolg und Bedauern nach Misserfolg der Beteiligten aus deren persönlicher Perspektive. Diese seltene Einsicht in die menschliche Seite der Denkmalpfleger überbrückt hier die ansonsten oft empfundene Distanz zwischen Fachleuten und Öffentlichkeit. Man fragt sich, ob nicht auch mancher Jahresbericht auf diese Art spannender würde. Das Konzept, eine Geschichte der Denkmalpflege mittels der Biografie eines ihrer verdienten Vertreter darzustellen, geht hier voll auf. So viel Herzblut, wie Rebsamen in seine Lebensarbeit investierte, steckt auf vielschichtige Weise auch in dem ihm gewidmeten Büchlein. *Sabine Schlüter*



«Tagebuch Nr. 87» von Hanspeter Rebsamen, Skizze der Sternwarte von Gottfried Semper vom 12.7.1997 mit vor dem Objekt verfasstem Textentwurf für den GSK-Kunstführer. (Repro, S. 264).

Stadtlandschaften.
Schweizer Gartenkunst im Zeitalter der Industrialisierung

hrsg. von Julia Burbulla, Susanne Karn, Gabi Lerch. Zürich: Offizin, 2006. 168 S., zahlreiche Farb- und S/W-Abb.
ISBN 978-3-907496-44-2, CHF 59.–

Bis ins frühe 19. Jahrhundert galt die Schweiz wegen ihrer reichhaltigen Topografie als ideales Vorbild für die Mode des Landschaftsgartens. Zeitgenössische Gartentheoretiker wie der Deutsche Christian C. L. Hirschfeld berichteten von ihren Reisen in die Alpen ausgiebig über reizende und malerische Gegenden. Dass sie da auch Gärten vorfanden, kommt nur beiläufig zur Sprache. Tatsächlich findet der Landschaftsgarten, abgesehen von einigen bedeutenden frühen Anlagen, erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts eine helvetische Prägung. Mit der Industrialisierung setzt sich in der Schweiz ein Gartenstil durch, der die naturphilosophischen Ideen der Aufklärung in einen urbanen Kontext übersetzt. Während die Städte zunehmend ins Land wachsen, entstehen die ersten öffentlichen Parks in englischer Manier, und auch wohlhabende Industrielle beginnen ihre Villen mit landschaftlichen

Anlagen zu umgeben. Anders als in der Aufklärung jedoch steht nicht mehr der bürgerliche Gedanke der freien Subjektbildung im Vordergrund. Die landschaftlichen Gärten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind ganz im Zeichen der Volkswohlfahrt und der Repräsentation angelegt worden.

Unter dem Titel *Stadtlandschaften* haben Susanne Karn, Julia Burbulla und Gabi Lerch vom Institut für Geschichte und Theorie der Landschaftsarchitektur der Hochschule für Technik Rapperswil nun einen umfassenden Sammelband herausgegeben, der diese Entwicklung aufschlussreich beleuchtet. Dabei berücksichtigt der Band ein echtes Forschungsdesiderat: Während die sogenannte «Gartenrevolution» mit dem Entstehen des Landschaftsgartens inzwischen gut aufgearbeitet ist, hat die spätere, stille «Reform» dieses Gartentyps – gerade in ihrer schweizerischen Ausformung – noch wenig Beachtung gefunden. Entsprechend ging es den Herausgeberinnen darum, eine breitere Forschungsbasis für künftige Fragestellungen zu schaffen.

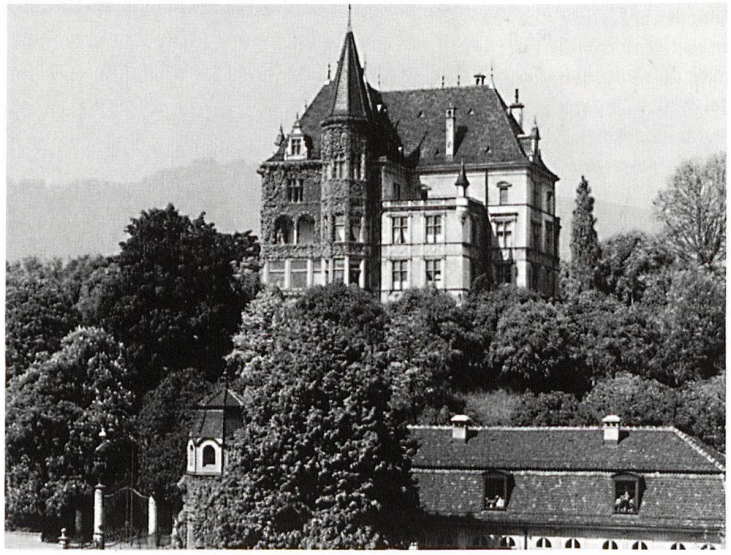
Entstanden ist ein interdisziplinärer Aufsatzband, in dem die einzelnen Fachvertreter – entgegen einer gängigen Sitte – darauf verzichten, ihre eigenen Gärtchen zu pflegen: Die 17 Beiträge verschaffen einen vielseitigen und bündigen Überblick, der durch eine 30-seitige Fotostrecke ergänzt wird. Die Panoramabilder von Peter und Anna Halm Schudel liefern Eindrücke von über hundertjährigen Park- und Villenlandschaften in ihrem teilweise sehr gut erhaltenen Zustand. Daneben finden sich in dem Buch zahlreiche Gartenpläne, Perspektiven und Entwurfskizzen aus dem 19. und früheren 20. Jahrhundert, von denen die meisten aus dem Archiv für Schweizer Landschaftsarchitektur in Rapperswil stammen. Für dieses bis anhin wenig behandelte Material, allem voran für den Nachlass des belgisch-schweizerischen Gartenarchitekten Evariste Mertens, will der Band ein öffentliches und wissenschaftliches Interesse wachrufen.

Die Beiträge richten sich durchaus an eine breitere Leserschaft und behandeln die «Gartenreform» unter den Gesichtspunkten: Vorgeschichte, Kunstgärtnerei, Innenarchitektur und Gartentypen. Zu Beginn hält Julia Burbulla fest, dass die Schweiz des 18. Jahrhunderts in der Gartenkunst einen «Sonderfall» darstellt. Grund für das Nebeneinander verschiedenster Gartenstile bilden die geringeren Standesunterschiede in der Schweiz. Diese hätten die Gartendebatte entpolitisiert, was die Übernahme auch von französisch-absolutistischen Elementen erlaubte. Obwohl mit der Eremitage in Arlesheim um 1785 und der Berner Elfenau um 1820 frühe Landschaftsgärten entstanden waren, setzte sich der englische Stil erst mit der Industrialisierung durch. In den neuen Stadtgärten steht daher weniger das Individuum im Zentrum, als Konstrukte wie Masse und Nation, wie Michael Gamper pointiert darlegt. Gewundene Pfade, lauschige Örtchen werden durch ausgedehnte Rasenflächen und breite Wege abgelöst, auf denen die Bevölkerung sich zerstreuen soll, und dies im doppelten Sinne: Der landschaftliche Park, durchsetzt mit nationalistischen Denkmälern, gewährt nicht nur eine moralisch-erziehende Unterhaltung, sondern soll auch durch eine geschickte Gestaltung Zusammenrottungen verhindern: Ordnungsstiftend war neben der Natur auch die Polizei.

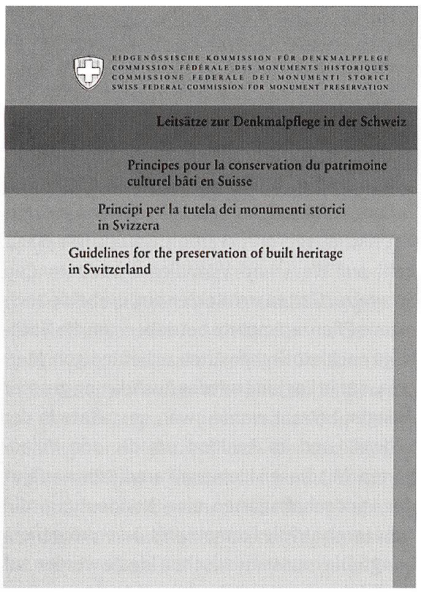
In Zürich entstanden mit dem Platzspitz, dem Arboretum und dem Zürichhorn in den 1880er-Jahren drei öffentliche Anlagen, die alle von Theodor Froebel und Evariste Mertens entworfen und ausgeführt worden waren. Der Band geht auf Werk und Vita dieser bedeutenden Schweizer Gartenarchitekten ein, die beide auch eigene Pflanzenimporte betrieben, um die Nachfrage nach exotischen Arten zu befriedigen. Mertens, der in England mit der Ausführung grosser Anlagen betraut worden war, gestaltete in der Schweiz und im Ausland um die 200 Villengärten. Mit diesen kleinen «Paradiesen» erfährt der Landschaftsgarten eine Neudeutung, die Gabi Lerch auf die Formel «prét-à-se-promener» bringt: Die rousseauistischen Ideale werden zur Konfektionsware, mit der das aufgestiegene Bürgertum seine Macht bezeugt. Die urbanen Raumverhältnisse zwingen Mertens den Landschaftsgarten auf wenige «Szenen» zu reduzieren, wobei auch die bürgerliche Trennung von privatem und öffentlichem Leben ihre Spuren hinterlässt. Mertens inszeniert zwar Aussichten auf Gebirge und Seen, besetzt die Gartengrenzen aber mit Buschwerk – als wäre die neu gewonnene Autonomie nach aussen hin zu schützen.

Neben den verschiedenen Einzeldarstellungen zu Schweizer Gartenkünstlern sind es solch kulturhistorische Analysen, die den Sammelband auszeichnen. Und so ist es nur nahe liegend, dass die Aufmerksamkeit auch dem Verhältnis von Garten und Villeninterieur gilt. Auf Blumenbändern und Tapeten wandert der Garten in die inneren Schauplätze hinein. Dabei lässt sich ein durchgehender Wandel an den «modischen Physiognomien» zwischen 1850 und 1880 beobachten, wie Bettina Köhler am Zürcher Wesendonck- und späteren Rieterpark aufzeigt. Grosszügige, ruhige Gesten in Garten und Kleidung weichen mit dem Einzug der Rieter-Familie einer intimen Üppigkeit. Die Aufsatzsammlung schliesst mit typologischen Porträts von Kurparks, «Irrenhaus-» und Wohlfahrtsgärten. – Mit *Stadtlandschaften* liegt uns ein grundlegendes und rundum erfreuliches Buch vor.

Thomas Forrer



Zürich, Parkanlage Hürlimann, 1937. (Repro, S. 89)



Leitsätze zur Denkmalpflege in der Schweiz
Principes pour la conservation du patrimoine culturel bâti en Suisse
Principi per la tutela dei monumenti storici in Svizzera
Guidelines for the preservation of built heritage in Switzerland

Zürich: vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, 2007. 104 S., 17×24 cm. ISBN 978-3-7281-3089-1, CHF 28.– (Bezugsquellen: Im Buchhandel erhältlich oder direkt bei: verlag@vdf.ethz.ch)

Diese viersprachige Schrift darf in keiner Bibliothek von Architektur- und Archäologieinteressierten fehlen: Sie enthält die Grundsätze zum Umgang mit dem baulichen Erbe, entwickelt von der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege EKD als schweizerische «unité de doctrine» und als Grundlage ihrer Gutachten und Stellungnahmen. Die Leitsätze fördern das Verständnis für das Wesen von Denkmälern und historischen Stätten und stellen die geeigneten Massnahmen für ihre langfristige Erhaltung vor.

Archäologie und Denkmalpflege sind in der Schweiz in erster Linie Sache der Kantone. Der Bund unterstützt sie nach dem Prinzip der Subsidiarität in ihren Bemühungen zur Erhaltung des Kulturerbes. In diesem Zusammenhang kommt der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege EKD eine wichtige Rolle zu. Als unabhängige Fachkommission berät sie Bund und Kantone in grundsätzlichen Fragen, erstellt Expertisen und Fachberichte und pflegt den wissenschaftlichen Austausch mit allen interessierten Kreisen.

Die *Leitsätze zur Denkmalpflege in der Schweiz* sind das Resultat der jahrelangen theoretischen und praktischen Auseinandersetzung der Kommissionsmitglieder mit Fragen der Archäologie, der Denkmalpflege und des Ortsbildschutzes und wurden vor ihrem Erscheinen mit den kantonalen und kommunalen Fachstellen diskutiert. Jahrzehnte nach der grundlegenden Schrift von Linus Birchlers *Restaurierungspraxis und Kunsterbe in der Schweiz* (Zürich 1948) definieren sie zum ersten Mal den heutigen Stand der Erkenntnis und setzen Standards für den Umgang mit dem baulichen Erbe.

Die Leitsätze sind in sechs thematische Kapitel gegliedert und werden jeweils durch Erläuterungen ergänzt. Am Anfang steht die Definition des Denkmals als *Gegenstand der Vergangenheit mit besonderem Zeugnischarakter, der durch das erkennende Betrachten der Gesellschaft zum Denkmal wird.* Die verschiedenen Dimensionen dieser Definition werden im ersten Kapitel vertieft. Aufgrund der grossen Bedeutung der Denkmäler als Teil des geschichtlichen Erbes einerseits und als Teil des heutigen Lebensraums andererseits, hat die Gesellschaft die Verantwortung, sie zu schützen und für ihre Erhaltung zu sorgen. Die Grundlagen für diesen gesellschaftlichen Umgang mit den Denkmälern werden im zweiten Kapitel dargestellt, während das dritte Kapitel die Grundsätze für den praktischen Umgang mit den Denkmälern darlegt. Es folgen Überlegungen zu den Prinzipien, die bei baulichen Interventionen beachtet werden müssen und es werden auch Massnahmen erläutert, die nach Möglichkeit zu vermeiden sind. In einem letzten Kapitel werden die vorangehenden, gleichermassen auf Baudenkmäler und auf archäologische Denkmäler anwendbaren Sätze um wichtige Aspekte der archäologischen Bodendenkmalpflege ergänzt.

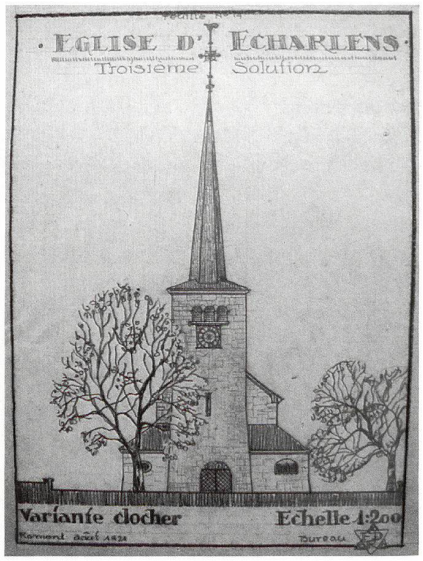
Die Leitsätze können in weiten Teilen losgelöst vom konkreten kulturellen, politischen und organisatorischen Rahmen verstanden und angewendet werden. Um dennoch auch den institutionellen und politischen Kontext verständlich zu machen, wird in einem Nachwort die in der schweizerischen Archäologie und Denkmalpflege geltende Rollenverteilung kurz erläutert. *pd*

L'Eglise paroissiale de Semsales: son histoire, son architecture et sa décoration

Marina Ferreiro. Première œuvre du Groupe de Saint-Luc et Saint-Maurice réalisée par Fernand Dumas (1892-1956), l'église de Semsales (1922-1926) constitue le point de départ d'une lignée d'édifices religieux qui ne tarderont pas à glorifier de son vivant la mémoire de leur architecte. Dans notre travail *L'Eglise paroissiale de Semsales: son histoire, son architecture et sa décoration*, nous nous sommes efforcés d'établir comment l'église avait été conçue et de quelles influences elle procédait. Nous avons abordé l'histoire de la construction de l'église de Semsales, depuis les premières discussions qui eurent lieu au mois d'avril 1901 aux assemblées paroissiales jusqu'à la mise en place définitive du concours, le 27 octobre 1921. Nous avons étudié les divers projets soumis par les concurrents de Dumas en comparaison avec la réalisation actuelle de l'édifice. En ce qui concerne la décoration, nous avons tenté d'évaluer la participation de l'architecte et le rôle de chacun des artistes amenés à collaborer avec celui-ci. Dans cet article, nous avons choisi de mettre l'accent sur l'architecture, car il constitue certainement le point central de notre travail.

Dumas n'avait réalisé qu'une poignée d'œuvres lorsqu'il remporte le concours pour l'édification de l'église de Semsales. Il n'invente pas un langage architectural et formel nouveau, mais il fait preuve d'un talent incontestable qui sera souvent admiré, celui de savoir intégrer ses édifices au site environnant.

Même s'il n'existe aucuns travaux de Dumas relatifs à l'élaboration de l'église de Semsales, il existe une autre église, celle d'Echarlens (1924-



Projet pour une nouvelle église à Echarlens, août 1921, Fernand Dumas, architecte. (Archives Paroissiales d'Echarlens)